

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 2-3

Rubrik: Bücher Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es sollte unnötig sein, noch von den Christenverfolgungen in Sowjetrußland und von der aufdringlichen Gottlosen-Bewegung zu sprechen. Die paar andeutenden Vergleiche dürften für nicht böswillige Leser genügen. Aus dem geschichtlichen Nach- und Nebeneinander lässt sich sehr viel lernen, wäre es auch nur die bittere Wahrheit: Si duo faciunt idem, non est idem. Doch, entschuldigen Sie, wir nehmen natürlich jene paar bernischen Lehrer und einige marxistische Pfarrer und Journalisten aus, denn diese Herren haben selbstverständlich nichts mehr zu lernen.

Karl Alfonso Meyer.

Bücher-Kundschau

Die politischen Briefe von Wilhelm von Humboldt, zugleich nachträgliche Worte zu seinem hundersten Todestage, den 8. April 1935.

Bei den Gebildeten der Welt deutscher Sprache lebt Wilhelm v. Humboldt weniger durch seine eigenen Werke fort, als durch das Lebensbild, das in dem Buche über Gabriele von Bülow, seiner Tochter, auch von ihm gezeichnet ist. Daneben sind es seine Briefe an eine Freundin und der mit seiner Gattin, Karoline v. Dachenröden, gepflegte, in sieben stattlichen Bänden vorliegende Briefwechsel, die eine lebendige Beziehung zu ihm gewähren; aber sonst zählt er zu den Großen, vor denen man sich aus der Ferne verneigt, ohne sie näher zu kennen. Und doch besitzen wir eine Darstellung seines Lebens, die zu den schönsten Denkmälern unseres Schrifttums gehört, die von Rudolf Hahn, welche die Fülle seines Wesens, selbst ohne Kenntnis der reichen, erst später erschlossenen Quellen, zu einem eindrücklichen Gesamtbilde gestaltet hat. Wer sich in reiferen Jahren, etwa von diesem Buche aus, mit seinem Lebenswerk vertraut zu machen sucht, für den hat sich eine unerschöpfliche Schatzkammer aufgetan, selbst wenn er sich in den eigentlich wissenschaftlich-philosophischen Werken nicht so ganz zurechtfinden kann und es bei einer scheuen Bewunderung muß bewenden lassen. Die Sprödigkeit und nackte Abgezogenheit von Humboldts Sprache, so gedanken klar sie sein mag, macht das Studium dieser Werke zu einer Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Um so genügsreicher ist es nun aber, sich in das Leben dieses Mannes zu vertiefen, wie es sich in der großen Zahl seiner Briefe, seiner Tagebücher (z. B. mit den, wie uns dünkt, noch nicht ausgeschöpften Aufzeichnungen über eine Schweizerreise) und den staatspolitischen Schriften offenbart, jetzt nun auch in den für die große Ausgabe seiner Werke von der preußischen Akademie der Wissenschaften neu herausgegebenen politischen Briefen (in B. Behrs Verlag, Berlin).

Humboldt hatte nach ausgedehnten Lehr- und Wanderjahren die preußische Gesandtschaft bei der Kurie in Rom bekleidet und dort die glücklichsten Jahre, wenn sie auch durch den Tod des ausgezeichnet schönen und begabten ältesten Knaben überschattet waren, zugebracht; als er nun durch Preußens Niederlage 1806 veranlaßt wurde, zur Besorgung eigener Angelegenheiten in die Heimat zu reisen. Da erging der Ruf des Königs, Friedrich Wilhelms III., an ihn, die Hauptabteilung für Kultus und Unterricht zu übernehmen und neu zu ordnen. Er zögerte lange, worüber die angezeigten Briefe Aufschluß erteilen, teils weil ihm der Aufenthalt in Rom unendlich am Herzen lag, und teils weil ihm die angebotene Stellung nicht abgeklärt erschien. Die Annahme verlangte dann die Übersiedlung nach dem timmerischen Königsberg. Aus dieser Zeit seiner Tätigkeit für den Aufbau des Bildungswesens in Preußen enthält die erwähnte Briefsammlung die wichtigsten und fesselndsten Berichte.

Diejenigen aus Rom, mit denen der Band beginnt, enttäuschen etwas, weil wenig Persönliches darin steht und kaum ein Ton von dem Glück, in der ewigen Stadt zu sein, vernehmbar ist. Vielfach sind die Briefe, wie auch alle späteren an Hardenberg und andere hohe Stellen in Berlin, vornehmlich auch an die Prinzessin von Radziniß, französisch abgefaßt, unerfreulich in ihren langfädigen Wendungen

der Ergebenheit, der Glücksbeteuerung, unter solchen Männern arbeiten zu dürfen, oder der Klage über die Entfernung von der verehrten Gönnnerin; hier hätten wohl noch mehr Kürzungen stattfinden können. Briefe an einen Bruder der Königin Luise sind auch noch reichlich untertägig, aber deutsch geschrieben und doch im Ganzen aufrechteren Ganges, wie denn etwa eine eigentliche Unterwürfigkeit gegenüber Hochgeborenen, die einen Goethe so wenig zierte, keineswegs Humboldts Eigenschaft war. Es ist, als ob zwei verschiedene Menschen zu einem sprechen, je nachdem es französisch oder deutsch geschieht, wobei das Französisch des großen Sprachgelehrten teilweise recht holperig ist. Am wertvollsten sind die zum ersten Male gedruckten Briefe an Uhde — während sonst viel schon Veröffentlichtes, aber zerstreutes mitgeteilt wird. Uhde war einer seiner besten Mitarbeiter neben Nicolaius. Die Briefe an diese beiden geben den genauesten Einblick in die bewundernswerten Fähigkeiten Humboldts als praktisch im Staatsbetriebe handelnden Mannes; er war von einer ganz seltenen Gescheitheit schlechthin. Savigny, der große Rechtsgelehrte, urteilte einmal (1817) von einer Sitzung des Staatsrates, dem er mit Humboldt angehörte, „dieser sei mit wahrhaft glänzendem Talent aufgetreten“. Damals handelte es sich um Finanzfragen. Da mag nun eine Überzeugung ausgesprochen werden über das sogenannte Scheitern von Humboldts Betätigung im Staatsdienste, so wie es Räser in seinem bedeutenden, aber (nach einem englischen, richtigen Urteil) manchmal der einem Manne wie Humboldt gegenüber schuldigen Ehreerbietung entbehrenden Buche darlegt. Es ist bekannt, daß Humboldt im Kampfe mit Hardenberg um Einführung einer ständischen Verfassung unterlegen und ziemlich ungnädig von Friedrich Wilhelm III. verabschiedet worden ist. Mag er auch Hardenberg und den König unrichtig eingeschätzt haben, nämlich zu hoch, so bleibt doch die Tatsache, daß die Krone Preußens die einzige Gelegenheit, einen Mann wie Humboldt an erster Stelle im Staate zur Wirkung zu gelangen, ihn das Verfassungswerk ausführen zu lassen, nicht ergriffen hat. Gescheitert ist vielmehr die preußische Monarchie, die es auch nicht verstanden, einen Feuerkopf wie Görres an sich zu fesseln, es über sich gebracht hat, einen edlen Mann wie G. M. Arndt abzusezzen; die zu klein dachte, um einen Freiherrn v. Stein nach Napoleons Fall wieder zu berufen, die auch den trefflichen Vincke nicht in eine oberste Stelle brachte, dafür einen ganz unbedeutenden landesfremden Grafen Bernsdorff mit dem auswärtigen Amt betraute. Das alles zeigt, daß Friedrich Wilhelm III. ein kleinlicher Mann war, ängstlich bemüht, sich das Wohlwollen des Kaisers von Russland und Metternichs zu erhalten, aber Männer von Humboldt und Stein nur in der Not um sich behalten konnte. Sie waren ihm, vor allem Humboldt, in ihrer Gescheitheit unheimlich; zumal nun Humboldt in seiner Art sich zu geben und zu sprechen nichts Hinreißendes, nichts gewissermaßen mit seiner Gescheitheit für die Andern Versöhnendes besaß.

Wie sehr Humboldt auch im praktischen Staatsleben ein außerordentlicher Kopf war, zeigen die vorliegenden Briefe. Er war ruhig, geduldig und beharrlich; er begnügte sich anfänglich auch mit dem Minderguten, bis das Beste geschehen konnte; denn sonst hätte er nie etwas im Großen wirken können. Das waren Grundsätze, die er einmal als seine Richtschnur dem Philosophen Wolf gegenüber aussprach und gerade diesem durchaus widerwärtigen Manne, aus alter Unabhängigkeit in bewundernswerter Geduld immer wieder anwandte. Dabei war ihm keine Angelegenheit zu geringfügig, daß er sich ihrer nicht angenommen hätte: sei es der Verleihung einer Medaille an einen Zeichenlehrer zu seinem fünfzigsten Dienstjahr, sei es des Textes von Diplomen, sei es daß er sich für einen Gelehrten nach dem Vorhandensein von chinesischen Büchern in Breslau erkundigte, oder sich eines taubstummen Knaben annahm. Seinem Scharfblick entging z. B. nicht, daß im Kostenvoranschlag für den Universitätsbetrieb im Prinz Heinrich Palais in Berlin die Winterheizung vergessen war. Neben der Unsumme von Amtsgeschäften lernt er Litauisch, besucht in Königsberg alle Klassen der gelehrten Schulen und wohnt dem Unterricht bei. Wie er sich für den Gesangsunterricht in den Volksschulen einsetzte, ist bekannt; ebenso für die pestalozzische Erziehungs- und Unterrichtsweise. Die Briefe handeln denn auch häufig davon. Trotz seiner Überlegenheit ist er bereit, „seine Meinung zurückzustellen“, weil er die Vorteile gemeinsamer Beratung schätzt. Überall tritt eine der schönsten Eigenschaften hervor, die recht eigentlich mit seinem Namen verknüpft ist: die Humanität. Das war der Eindruck, den Andere von ihm

hatten. Savigny schreibt im Jahre 1810 über die Verhandlungen wegen seiner Berufung an die neue Universität in Berlin: Humboldt habe sich dabei auf eine äußerst humane Weise gezeigt. Genau geben die Briefe, namentlich einer an Frau von Berg und die Königin Luise, Auskunft über die Gründe, weshalb er die Stelle aufgab; weil sie nämlich heruntergedrückt werden und ihr Inhaber nicht mehr an den allgemeinen Beratungen des Ministeriums teilnehmen sollte.

Im deutschen Leben bedeutet Wilhelm von Humboldt die sonst so seltene Vereinigung höchster Bildung und Freiheit mit hoher gesellschaftlicher, durch Geburt unabhängiger Stellung. Er war ein Mann von Welt — in England z. B. auf das ausgezeichnete alzeit behandelt und geschätzt —, voll Ehrfurcht vor den geistigen Dingen, denen er dann die letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens ausschließlich diente. Mit antiker Seelengröße war er über die Kränkung durch den König hinweggegangen. Die vorliegenden Briefe zeigen ihn aufs neue, wie Böck in seiner Gedächtnisrede auf seinen Tod im Jahre 1835 gesagt hatte, als einen Staatsmann von perikleischer Hoheit.

Gerhard Boerlin.

Meister Eckharts Ethik.

Seit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, von den hochgehenden religiösen Gefühlswellen emporgetragen, die deutsche Mystik wieder aufzuleben begann, ist sie, wenn auch in der Folge bei veränderten Vorzeichen, nicht mehr verebt. Unser Jahrhundert, durch die historische und philosophische Ausbeute des vorangegangenen bereichert, zu religiöser Besinnung durch die äußere Not und innere Entleertheit des Lebenssinnes getrieben, mag Innigkeit der Hingabe mit Urteils klarheit verbindend zu besserem Verstehen durchgedrungen sein, für Forschung und Gewinn späterer Zeiten wird immer noch Neuland übrig bleiben. Als die überragendste Gestalt der deutschen Mystik ist Eckhart anzusprechen, mit welchem heutiges Schrifttum sich lebhafter befasst als mit Tauler und Seuse, die ihrerseits mehr in die Breite gewirkt hatten. Nach Karrers Eckhartbuch wies sich **Herma Piesch** 1927 mit der Herausgabe der Rechtfertigungsschrift bereits über ihre Vertrautheit mit dem Stoffe aus und tritt nun neuerdings mit einem kleineren Werk über **Meister Eckharts Ethik** hervor. Die Ethik als Gesetz der sittlichen Forderung steht beim Mystiker nicht an erster Stelle. Er sucht und will Gott, strebt liebend nach seinem Ursprung zurück. Sein Weg zum höchsten Gute ist der der Ver Vollkommenung und hier liegen die ethischen Werte. Ist aber das Streben, die Vereinigung mit Gott an sich ein Ethisches, selbst wenn es um den Preis strengster sittlicher Anspruchnahme erreicht wird? Schopenhauer anerkennt die Selbstvervollkommenung nicht als moralische Handlung, weil sie nicht letzter Selbstlosigkeit entfließt. Wenn wir Eckharts Bestimmung der Sünde als jener Regung der Seele, die das Böse will, ins Positive umsehen, so ist der Wille zu Gott, als dem Prinzip des Guten, dem Ethischen gleich. „Wer Gott anhaftet, dem haf tet Gott an und alle Tugend.“ Nun ist den Menschen, durch Natur und Gnade verliehen, Gottesebenbildlichkeit in den Grund der Seele gelegt und veranlaßt sie zum Guten. Somit vermag die Erbsünde, an welcher der von Eckhart hochgeschätzte Augustin festhält, überwunden zu werden. Erste und umfassende Tugend, einziger Pfad zu Gott hin, ist die Selbstaufgabe, das Loslösen und Freiwerden von allem Kreatürlichen, die „abgescheidenheit“, wo die Seele „unbeweglich steht wie ein breiter Berg gegen einen kleinen Wind“. In ihr allein erfährt die Seele die Verschmelzung mit dem Unbedingten, das selbst das Abgeschiedene ist, das Bildlose, das seiend über alles Seiende hinaus ins Nichtseiende gesteigert wird. Der Gleichklang zu indischer Mystik fällt uns auf: Loslösung von aller Erscheinung, bildlose, anschauende Versenkung, Eingang ins Nichts. Hier jedoch wird das Nichts wieder in die Fülle Gottes gewendet, des dreifaltigen Gottes, der heiliger Geist, sich und den Sohn in der Seele des „ledig gewordenen“ Menschen gebiert. Aus ihrem innersten Grunde allein erwächst der Seele die Gotteserfahrung und Gottwerdung und an das Innere allein wendet sich der Anspruch Gottes, wendet sich das ethische Gebot. Vor der Heiligkeit des Seins tritt Werkheiligkeit gänzlich zurück, da für Gott nur das Wollen entscheidend ist.

Aus dem Willen als oberster Seelenkraft quillt die Gottesliebe. Gott aber ist in allen Dingen. Mit solchem sog. Pantheismus hat sich Echardt den Vorwurf der Kirche, die Verdächtigung der Beziehung zum Beghardentum zugezogen, um bei der Nachwelt dann umso mehr Sympathien, zumal die Hegels zu erwerben. Wie Gott in allen Dingen ist, erkennt der Gottgeiente die Einheit aller Dinge in Gott. Da offenbart sich die Tiefe zugleich als Höhe und will jener nicht bloß folgen. Die Gottesminne wandelt die Entblözung des Christusgeheimes in Gewährung. Findet sich das Sein und Wesen des Menschen nun ganz im Göttlichen aufgehoben, so steht er von diesem höchsten Belange her jedem offen nach Maß dessen Empfänglichkeit dafür. Hiemit erfüllt sich das Gebot der Nächstenliebe, in welchem sich der ethische Gehalt in des großen deutschen Mystikers Lehre bekrönt. Und dieses Ethos erweist sich als ein zutiefst Christliches. Dem Christen ist es anheimgestellt, sich dem Vergänglichen, auch den Schranken des eigenen Ichs zu entwinden und sich für Gott bereit zu halten. Durch das Einswerden mit dem All-Einigen nimmt er Christus, Gottes Menschwerdung in sich auf und bindet seine Einzelheit, die in Gott sich löst zugleich und erfüllt, an die Gemeinschaft zurück.

Was wir zusammenfassend von Echards Ethik darlegten, stellt Herma Piesch in wohl durchdachtem Aufbau vor den Leser hin, indem sie ihn in die Tiefen dieser im Letzten doch spiritualisierten Metaphysik hineingeleitet, auf weite Strecken mit Anführungen aus den Cusaner lateinischen und den von Pfeiffer 1857 herausgegebenen mittelhochdeutschen Texten belegend und durch ihre warme, beseelte Sprache fesselnd. Anerkennenswert ist ferner ihr Bemühen, Echards Gedankengut dem Verlangen der Gegenwart einzufügen. Sie erachtet, daß Echardt mit seiner Forderung auf Ganzheit und Unbedingtheit der christlichen Hingabe Jene an sich zu ziehen vermöchte, welche auf der Suche nach Starkem und Echtem Nietzsche und Spengler zuneigen. Dann unternimmt sie es, dem von modernem Wirklichkeits Sinn Bestimmten, allem mystisch Dunklen Abholden Echardt lebendig zu machen, indem sie dieses Mystikers Wollen, das freilich aus dem Übernatürlichen schöpft, als auf das Wesenhafte ausgehend, erläutert, dem die letzten Dinge ruhevoll einfach sind. H. Piesch weiß Echardt des Weiteren mit Recht als Sozialethiker auszuweisen und bringt ihn schließlich dem deutschen Nationalempfinden nahe, da Echards Eigenschaften die des Deutschtums sind, des deutschen Christen, eingefasst in den „grandiosen, alle Völker und Zeiten umspannenden Rahmen der katholischen Tradition“. Die für die Vergegenwärtigung von Echards Vollkommenheitslehre bedeutsame Schrift, die nach der Verfasserin eigenem Wort mit der „Ethik zugleich des Meisters ganze Mystik umfaßt“, begleitet Otto Karrer mit einem Vorwort, in welchem er neben einer Würdigung H. Pieschs, Gestalt und Lehre Echards wie einiges neuere Schrifttum darüber beleuchtet. Im Anhang finden sich die Quellenangaben, auf die der Text in mitunter ermüdender Häufigkeit verweist. Die Schrift ist im Vita Nova Verlag, Luzern, in hübscher Ausstattung herausgekommen.

Hedwig Schöch.

Aus dem Inhalt des Mai-Heftes:

Jann v. Sprecher: Probleme europäischer Politik. — * * *: Der Nationalitätenausgleich in der Tschechoslowakei als europäisches Problem. — **Wilhelm Vischer:** Der Sinn des deutschen Kirchenkampfes. — **A. Schreiber-Savre:** Alexander Calame, Maler der Schweizerlandschaft. — **H. v. Berlepsch-Valendas:** Zur Frage der „geistigen Landesverteidigung“.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Verhand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Beemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberechte vorbehalten.